

(Nachdruck verboten.)

20]

Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

11.

Außerhalb des Dorfes, zu Füßen eines Abhangs, den vor Jahren der längst ausgerodete Bauernwald bedeckt hatte, befand sich eine verlassene Sandgrube. Seitdem sie ihres Inhalts bis auf die letzte Ader entledigt worden, gehörte sie zu den toten Kapitalien des Gemeindevermögens, und keiner dachte daran, das öde Fleckchen Erde nutzbar zu machen; denn keiner, der da begonnen hätte zu pflügen und zu säen, würde die Ernte erlebt haben. Einmal bot der Verwalter der Frau Baronin, deren schlechteste Felder an die Sandgrube grenzten, 30 Gulden für den vom Unkraut überwucherten Winkel, trat jedoch von dem Kauf, als er richtig gemacht werden sollte, wieder zurück. Von der Zeit an hatte kein Käufer sich mehr gemeldet. Das Erstaunen war nicht gering, als ein solcher endlich wieder auftrat und zwar in der Person — Pabel Solubs.

Ein Jahr war vergangen, seitdem er aus der Untersuchungshaft entlassen worden, und Tag für Tag hatte er sich, im Winter wie im Sommer, am frühen Morgen auf die Beine gemacht und war erst mit der sinkenden Nacht heimgekehrt. Nichts vermochte die Gleichförmigkeit seiner Lebensweise zu unterbrechen, nichts ihm eine Teilnahmsäußerung für die Vorgänge in der Außenwelt zu entlocken. Ueber die Heirat Peters und Binstas, die ganz in der Stille begangen worden war und im Dorfe sogar den hartnäckigsten Schweigern so viel zu reden gegeben hatte, verlor er kein Wort. An dem Tag, wie an jedem andern, ging er nach Bzaro, wo er immer Arbeit fand, in der Sägemühle, in der Zuckersfabrik oder im Wald. Er verdiente viel und konnte am Ende der Woche seinen Lohn ungeschmälert in die Sparkasse unter der Diele im Zimmer Habrechts legen, da ihn dieser mit Kost und Kleidung versorgte. Mit Wonne sah er das Wachsen seines Reichthums und hätte sich überhaupt ganz zufrieden gefühlt — unter zwei Bedingungen. Ein Wiedersehen mit seiner Schwester wäre die erste, Ruhe vor den Neckereien der Dorfjugend die zweite gewesen. Aber keine von beiden wurde erfüllt. So oft er sich an der Klosterpforte einstellte, wurde er unerbittlich fortgewiesen, und so zeitig er auch nach Bzaro ging, immer fanden sich Bubben und Mädels, die noch zeitiger aufgestanden waren, um ihm aufzulauern und ihm unter dem Türspalt hervor oder über die Heide hinweg nachzurufen: „Gistmischer! . . . bist doch ein Gistmischer.“

Pabel schwieg lange, klagte aber zuletzt voll Bitterkeit dem Lehrer seinen Verdruß.

„Schau, schau,“ erwiderte der, „jehst ärgerst Dich? . . . Wie lang ist's her, daß Dir um nichts so viel zu tun war, als um die schlechte Meinung der Leute?“

Der Bursche wurde rot: „Man kann am Ende genug davon kriegen,“ meinte er, und Habrecht versetzte:

„Das denk ich. Wenn sich einer Prügel geholt hat und im Anfang auch trotzt und sagt: Nur zu! endlich wird's ihm doch genug, und dann sagt er: Hörst auf! Aber just da packt die, die zuschlagen, erst die rechte Passion. Wie geht's denn mir, und wie lange ist's denn bei mir her, daß ich gelacht habe, wenn die Leut gekommen sind und mich gebeten haben, ich soll machen, daß der Hagel ihr Feld oder der Bliß ihre Scheuer verschont? Es hat mir geschmeichelt . . . O, lieber Mensch! . . . und heut möchte ich jedem Esel um den Hals fallen, der nichts anderes von mir glaubt, als daß ich so dumm bin wie er selbst.“

Im Wirtshaus berieten derweil die Bauern über den Verkauf der Sandgrube an Pabel. Anton, der Schmied, um seine Meinung befragt, besprach die Sache.

Auf ihn hatte die Schuldlosigkeitsklärung, die Pabel von Amts wegen ausgestellt worden, Eindruck gemacht, und das Gutachten der Sachverständigen ihn in dem Zweifel befestigt, den er von Anfang her an der Leichtigkeit der Gifte gehegt. Sein Rat war: man verkaufe dem Bubben die Grube; er hat Geld, er soll zahlen.

Der Vorschlag ging durch.

Pabel wurde mündig gesprochen und erwarb die Sandgrube zu hohem Preis, nachdem man ihm begreiflich gemacht hatte, daß die Gemeinde, der er ohnehin seit sieben Jahren im Beutel lag, am wenigsten ihm etwas schenken könne.

Was ihn betraf, er fand seinen Besitz nicht zu teuer bezahlt. Ihm erschien eine Summe immer noch gering, die ein Wunder getan und ihm, dem Bettler, dem Gemeindegeld, zu einem Eigentum verholfen hatte. Sein Vöner und er beschloßen den Tag, an dem der Kaufkontrakt unterschrieben worden war, auf das feierlichste.

Habrecht zündete außer dem Rämpchen auch eine Kerze an, Pabel breitete seine Schätze vor sich aus, das Zeugnis vom Ante, dem Kaufvertrag, den Rest seiner Ersparnisse und Miladas Beutelchen mit seinem noch unangestifteten Inhalt. Das Geld wurde gezählt und ein Ueberschlag der Kosten des Hausbaues gemacht. Um die Piegel war keine Sorge, die sollte Pabel auf dem Felde des Lehrers schlagen, nach Ton braucht man in der Gegend nicht weit zu suchen. Schwer hingegen ist das Holzwerk beizuschaffen, dazu reichen die vorhandenen Mittel nicht aus und können im günstigsten Fall vor dem nächsten Herbst kaum zusammengebracht werden. Zum Glück kommt der Dachstuhl zuletzt; die nächsten Sorgen Pabels galten der Planierung seines Grundes und dem Aufbau seiner vier Mauern. Genug für den Anfang, genug für einen, der zur Bestellung seiner Angelegenheiten nur die Zeit hat, die ihm der Dienst bei fremden Leuten übrig läßt.

Dies alles ausgemacht, und der Bursche holte Schreibmaterial herbei und verfaßte, schwer seufzend, und unter größeren Anstrengungen, als das Fällen eines Baumes ihn gekostet hätte, folgenden Brief:

„Milada,

„meine allerliebste Schwester ich bin dreimal bei Dir gewesen aber die Klosterfrauen haben es mir nicht erlaubt der Herr Lehrer hat ihnen schon geschrieben. Milada ich hab die Sandgruben gekauft wo ich für mich und die Mutter das Haus bauen soll, bitte die Frau Baronin, daß sie mich zu Dir gehen laßt weil ich unschuldig bin und von Gericht den Schein bekommen habe daß mir das Gericht nichts tun darf ich habe auch neue Kleider und möcht nicht mehr im Kloster Knecht sein weil ich die Sandgruben hab. So sollen mich die Klosterfrauen zu Dir erlauben.“

Nach an seine Mutter schrieb Pabel noch an demselben Abend und teilte ihr mit, daß sie, wenn ihre Straßzeit verfließen sein werde, eine Unterkunft bei ihm finden könne.

Von der Mutter kam auch bald ein Brief voll Liebe, Dank und Sehnsucht; die Antwort Miladas ließ lange auf sich warten und brachte, als sie eintraf, eine herbe Enttäuschung.

„Lieber Pabel, ich habe immer gewußt, daß Du unschuldig bist,“ — hieß es in dem Schreiben, — „und mich gefreut und Gott gedankt, daß er Dich würdigt, unschuldig zu leiden nach dem Vorbild unseres süßen Heilands. Und jetzt muß ich Dir etwas sagen, lieber Pabel. Ich habe Dich lange nicht gesehen, aber das war nur Gehorsam und kein freiwilliges Opfer, das hat mein Erlöser mir nicht angerechnet. Jetzt hat die ehrwürdige Frau Oberin erlaubt, daß Du mich besuchst, und jetzt erst kann ich ein freiwilliges Opfer bringen. Ich tu's, Pabel, und bitte Dich, lieber Pabel, komm nicht zu mir, warte noch ein Jahr, warte ohne Murren, denn nur das Opfer, das wir freudig zu Füßen des Kreuzes niederlegen, ist ein Gott wohlgefälliges und wird von Ihm denen angerechnet, für welche wir es darbringen. Laß uns freudig entsagen, Du weißt, daß wir es für die Seelen unserer Eltern tun, die keine anderen Fürsprecher als uns bei ihrem ewigen Richter haben. Komm also nicht. Wenn Du aber dennoch kämst, lieber Pabel, es wäre umsonst — mich würdest Du nicht sehen, ich würde die guten Klosterfrauen bitten, mich vor Dir zu verstecken, Du würdest wieder fortgehen, hättest mich nicht gesehen und mir das Herz nun unendlich schwer gemacht, denn ich habe Dich lieb, mein lieber Pabel, gewiß lieber als Du Dich selber hast.“

„Was schreibt denn Deine Schwester?“ fragte Habrecht, der den Burschen mit betroffener Miene auf das Blatt niederstarrte, dessen schöne regelmäßige Schriftzüge er langsam entziffert hatte. Pabel beugte sich plötzlich vor, große Tränen stürzten aus seinen Augen.

„Was schreibt sie?“ wiederholte der Lehrer, erhielt keine Antwort und fragte nicht mehr; er wußte ja bereits aus Erfahrung, wenn der Mensch etwas verschweigen will, dann gibt es keine Macht auf Erden, die ihm sein Geheimnis entreißt.

Als das Frühjahr kam, schlug Pabel in einer Reihe von mond hellen Nächten die Ziegel zu seinem Bau. Mehr als einmal fand er, am Abend aus der Fabrik heimkehrend, seine Arbeit zerstört. Kleine Füße waren über die noch weichen Ziegel gelaufen und hatten sie unbrauchbar gemacht. Pabel lauerte den Uebeltätern auf, erwischte sie und führte sie dem Pfarrer vor. Es wurde ihnen eine Ermahnung zuteil, die jedoch ohne Wirkung blieb, der Unfug wiederholte sich. Da beschloß Pabel, selbst Gerechtigkeit zu üben. Mit einem Knüttel bewaffnet, wollte er hinter einem breitstämmigen Nußbaum Posten fassen und die vom Dorfe heranrückenden Feinde dort erwarten, zerbläuen und verjagen. Zu seinem größten Erstaunen fand er jedoch das Güteramt, das er antreten wollte, bereits versehen und zwar — durch Virgil. Dieser hatte gleichfalls einen Stock in der Hand.

„Bin da,“ sagte er, „hab ihrer schon einige weggetrieben.“
 „Was willst Du, Spißhub?“ fuhr Pabel ihn an. „Fort, schlechter Kerl, mit Dir bin ich fertig!“ er erhob den Knüttel. Virgil hatte den seinen auf den Boden gestemmt, beide Hände darauf gelegt und sich zusammengekrümmt. Bitternd und demütig sprach er:

„Pablicek, schlag mich nicht, laß mich hier stehen, ich stehe hier und geb acht auf Deine Ziegel.“

„Du, ja just, Du wirst acht geben, Du! . . . Dich kennt ich. Geh zum Teufel.“

„Sprich nicht von ihm!“ wimmerte der Alte beschwörend, und seine Knie schlotterten, „sprich um Gottes willen von dem nicht. Ich bin alt, Pablicek, ich werde bald sterben, Du sollst zu mir nicht sagen: Geh zum Teufel.“

„Alles eins, ob ich's sag oder nicht, alles eins, ob Du gehst oder nicht, wenn Du nicht von selber gehst, holt er Dich.“
 Virgil fing an zu weinen: „Meine Alte wird auch bald sterben und fürcht't sich. Sie möcht Dich noch sehen, bevor sie stirbt. Sie war's auch, die mir gesagt hat, geh hin und gib acht auf seine Ziegel.“

Pabel betrachtete ihn still und aufmerksam. Wie er aussah, wie merkwürdig! ganz eingeschrumpft und mager, vor Kälte zitternd in seinen dünnen Kleidern und dabei das Gesicht feuerfarbig wie ein Lämpchen aus rotem Glas, in dem ein brennender Docht schwimmt. Das Del, von dem dieses jämmerliche Dasein sich nährte, war der Brantwein: der einzige Trost, der es erquickte, ein gedankenloses Lippengebet.

Armer Spißhub, dachte Pabel, die Zeiten sind vorbei, in denen Du mich mißhandelt hast, jetzt kriechst Du vor mir. „So bleib,“ sprach er zögernd und immer noch voll Mißtrauen, „ich werd ja sehen, was für einen Wächter ich an Dir hab.“

Als er wiederkam, fand er alles in Ordnung; Virgil hielt wirklich treue Wacht, verlangte dafür nicht Lob noch Lohn und fragte nur immer: „Wirst nicht zur Alten kommen?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Schutzpatron.

Ein Scherzo von S. Bruno Ganzke.

(Schluß.)

Langsam tappten sie weiter. Als sie die Tür öffneten, schob Nummo durch den Spalt, er mochte wohl schon eine Weile auf der Schwelle gehockt haben. Jrgendwo hatte er ein Stück Brot gefunden, das hielt er fest in den Zähnen. Er schnupperte, fand die Spur seines Herrn und schoß auf ihn los.

Die drei alten Weiber hätten beinahe aufgeschrien, als sie den Hund sahen, und flogen fast die Stufen hinab ins Dorf.

Nummo bohrte seine Schnauze unter die herabhängende Hand Nutos, doch sein Herr regte sich nicht, und so streckte sich der Pudel neben die Bank. Ein Traumbild ging durch Nutos Schlaf und störte seine Ruhe. Er erwachte, reckte sich und gähnte. Er stand auf. Nun fuhr auch Nummo in die Höhe. Er schnappte nach dem Brot, das ihm im Schlaf entfallen war. Nuto wunderte sich, wie der Hund in die Kirche gekommen war. „Du hier?“ Jetzt sah er, daß die alten Weiber verschwunden waren. „Die haben Dich eingelassen.“

Nuto ging zur Tür, öffnete sie, um durchzuschlüpfen, schloß sie aber wieder. Vor der Kirche standen Menschen in Scharen.

„Wollen sie mich aus Ventivegno schlagen wie aus Kapallo? Warten sie, bis ich aus der Kirche bin?“

Er trat zum Seitenspförtlein und drückte es zaghaft auf. Als

sei Ventivegno wieder zum Leben erwacht: überall Menschen, aufgeregte, laut schwachend oder in stummer Bewegung. Sie quollen aus den Gassen hervor, schoben und drängten einander.

„Wo sie nur alle herkommen?“ Was hilft's, ich muß doch unter sie. Soll ich Schläge bekommen, dann kriege ich sie.“

Nuto stieg die Stufen hinab und drückte sich an der Mauer entlang, Nummo mit dem Brot im Maul ihm zur Seite. „Alle sehen mich so an. Was ist mit mir?“

Kaum, daß er fünf Schritte getan hatte, hallte wie aus einem Mund das Geschrei: „Heiliger Rochus, hilf uns gegen die Pest!“ Die Menschen sanken in die Knie, hoben die Hände und senkten die Köpfe. Nuto schritt schneller. „Heiliger Rochus, bleib bei uns!“

Nuto hätte sich fast nach dem Heiligen gewandt. War denn der heilige Rochus in Ventivegno?

Unter ihrem Guardian Fra Stefano kamen die Franziskaner singend und schwenkten die Banner und Kreuze. „Ein Wittgottesdienst ist's,“ dachte Nuto und wich den frommen Sängern in ein Seitengäßlein aus. Der Guardian schwenkte jedoch ab hinter ihm her, und an die Brüder des heiligen Franziskus schloß sich Mann, Weib, Kind in langem Zug.

Nuto vergaß Knieschaden und Schmerzen, bis die Zähne aufeinander und särrt hastig aus. „Was laufen sie nur hinter mir her?“ Er suchte einen Durchschluß. Seine Augen irrten umher. Da lag ein Häuschen, halb verfallen, ein schmüdiger Hof, über dem ging's in ein anderes Gäßchen. Nuto verschwand unter dem Torweg. „Wär' ich erst aus Ventivegno!“ sagte er in der anderen Gasse.

Hier tauchten die Dominikaner auf, ihr Prior Fra Bartolomeo an der Spitze. Singend und betend kamen sie daher. Als sie Nutos ansichtig wurden, sangen sie, daß es schallte: „Heiliger Rochus, schütz uns vor der Pest. Bleib bei uns!“

Nuto drückte sich an ihnen vorbei, doch ehe er am Ende des Zuges war, wandte sich der Prior und nun zogen die Dominikaner mit ihren Fahnen und Kreuzen hinter Nuto so eilig her, daß ihre schwarzen Kutten sich bauschten und ihre Kapuzen auf und ab flogen. Der Prior leuchte, aber er ließ sich's nicht verdrießen. Er hatte ja den Franziskanern den Rang abgelaufen; denn erst jetzt quollen aus dem engen Torweg die braunen Bettelbrüder hervor, den dürren Guardian an der Spitze und hinter ihnen ganz Ventivegno.

„Ich entgehe ihnen nicht, ich kann's anstellen, wie ich's will. Und Durst hab ich, trinken muß ich!“ sagte Nuto entschlossen.

Die Locanda zeigte sich am Ende der Gasse. Nuto stieg eilig die zerbrochenen Steintrufen empor, trat durch die Tür und warf sich auf eine Bank. „Asti will ich haben, da!“ Er warf dem Wirt zwei Quattrini zu. Der aber, statt den Wein zu bringen, sank in die Knie: „Heiliger Rochus, mach mich sicher gegen die Pest!“

Nuto fuhr auf, wandte sich und schrie, als er niemanden sah: „Bist Du irre? Asti will ich.“

Der Wirt blieb auf den Knien liegen: „Mein Weib ist hin, mein Kind ist hin. Laß Du mich leben, heiliger Rochus!“

Nuto stand schon wieder an der Tür, er wollte hinaus, da sah er alle Gassen dunkel von Köpfen. Da hatten sich die Dominikaner postiert, dort die Franziskaner, und kaum hatten sie ihn erblickt, da scholl das Rufen, Beten und Singen über die Stadt wie hallende Rieder durch einen Dom: „Heiliger Rochus, schütz uns vor der Pest, bleibe bei uns!“

Nuto wich in die Stube zurück. Er sah den Wirt an: „Wer bin ich?“

„Der heilige Rochus!“ war die demütige Antwort.

„Bring mir Asti!“ befahl Nuto. Nachdenklich trank er den Wein, Nummo kaute an seinem Brot. Der Wirt stand ehrfurchtsvoll an seinem Schenkstisch.

„Wer bin ich?“ fragte Nuto noch einmal.

„Der heilige Rochus! Fra Bartolomeo hat auch gesagt, Du würdest kommen, und die alte Saffra hat Dich in der Kirche gleich erkannt am Knieschaden und am Hund.“

„Ich bin nicht der heilige Rochus!“ erklärte Nuto.

Der Wirt lächelte verschmüht: „Du willst meinen Glauben erproben, Du bist doch der heilige Rochus.“

„Werden die anderen anders sein als er?“ fragte sich Nuto. „Alle werden sie denken, ich will sie erproben. So mag's denn seinen Weg gehen.“

Nun öffnete die Tür sich sacht, als zögerten die Hände, sie aufzutun, und einer nach dem anderen schob sich herein, Mann, Weib, Kind, und an der Bank, auf der Nuto saß, machten sie ihre Kniebeuge und sagten: „Schütz uns vor der Pest, heiliger Rochus!“

Nuto nickte ihnen zu und schlug das Kreuz; und sie legten Quattrini auf den Tisch, zwei, drei, vier: „Nimm's für die Armen, heiliger Rochus!“

Der Wirt holte eine große irdene Schale, die die Münzen fassen sollte. Nun regnete es Quattrini in ihren Boden, wie wenn große Regentropfen auf das Dach kollerten. Nuto konnte kein Kreuz mehr schlagen, der Arm fiel ihm schon wie gelähmt herab. Er konnte nicht mehr nicken, ihm flimmerte es vor den Augen, und noch war nicht der letzte zu sehen, da sagte er: „Kommet morgen!“ Und sie drückten sich aus der Stube voller Ehrfurcht und Andacht.

Nuto sah auf die Quattrini: „Einträglich ist's, ein Heiliger zu sein, aber es strengt doch an!“

Der Wirt brachte eine Reissuppe mit Erbse: „Alles, was ich habe, ist für Dich, heiliger Rochus.“ Der Reissuppe folgte ge-

locktes Fleisch mit Artischocken, ein Huhn mit Salat und Stracchino-
käse. Den Salat zwang Nuto nicht mehr und im Käse stockerte er
nur herum, aber die Korbflasche voller Asti war leer, und vom
Fleisch und Huhn lagen nun die Knochen vor Nummo.

„Wilst Du Dich ruhen, heiliger Rochus? Das Lager ist be-
zeit!“ sagte der Wirt.

In der durch eine breite Luke erhellenen Kammer zählte Nuto
die Quattrini. Er schob den Riegel vor die Tür, legte seinen Kopf
auf die Erde und zählte auf ihm vorsichtig, kein Quattrini stieß an
den anderen.

Am anderen Morgen begann wieder sein Tagewerk als
Heiliger, er schlug Kreuze, nickte den Segen Erflehenden zu und
nahm die Quattrini. Als er endlich Ruhe zu finden gedachte, kam
noch ein junger Mensch mit einem Mädchen. „Heiliger Rochus,
hilf uns! Wir wollen uns heiraten, Angela und ich, und Angelas
Vater ist dagegen, weil ich arm bin!“ sagte Francesco. Nuto dachte
einen Augenblick nach: „Schide Deinen Vater zu mir, Angela!“

„Wer bin ich?“ fragte Nuto den Bauern, der sich ihm verlegen
und zögernd näherte.

„Der heilige Rochus!“ war die scheue Antwort.

„Gib die Kinder zusammen und spende für die Armen!“ be-
fahl Nuto.

„Wie Du gebietest, heiliger Rochus!“

Schneller als eine Schwalbe fliegt, flog der Ruf vom heiligen
Rochus übers Land, und die Wege wurden dunkel von all denen,
die nach Ventivoglio zogen, um sich von dem Pestheiligen gegen die
Seuche feien zu lassen.

Nuto empfand es bald als eine Bürde, der heilige Rochus zu
sein. Er segnete schon mit der linken Hand und konnte kaum noch
nicken. Er mußte in die Kirche flüchten, wollte er Ruhe finden.
Nings um die Locanda lagerten sich die Pilger, er wenigstens in
der Nähe des Heiligen zu sein.

Sobald Nuto sich zeigte, ging die Mühe an: „Wenn's Dir so
ging wie mir, heiliger Rochus, hast Du Dich ordentlich quälen
müssen,“ dachte Nuto, „das gute Essen ist auch nicht alles, lange
halte ich's nicht mehr aus.“ Dann fiel ihm Frizzi ein. Wenn der
Iam, war es doch mit dem Heiligsein vorbei. In zwei Tagen kam
er. Wort hielt er schon wegen des Halbparts. „Teilen will ich
mit ihm,“ sagte Nuto, als er in der Kammer die Quattrini zählte,
„aber wenn er sagt, wer ich bin? Dann schlagen sie mich aus Ventivoglio
wie aus Kapallo. Ich muß weg, ehe er kommt. Aber heute
kommt er ja noch nicht.“

Er kam früher, als Nuto dachte. Das Gerücht vom heiligen
Rochus hatte ihn nach Ventivoglio gelockt. Als am anderen Abend
Nuto sich in der Kammer aufs Lager legte, bellte Nummo auf.

In der Luke zeigte sich das feiste Gauner Gesicht Frizzis:
„Heiliger Rochus!“ rief er höhnisch. „Du bist ja schnell vorwärts
gekommen vom Vagabunden bis zum Heiligen.“

„Ruhig, Frizzi, ruhig!“ bat Nuto.

„Am Nummo hab' ich Dich gleich erkannt,“ fuhr Frizzi leiser
fort. „Wann teilen wir?“

„Morgen. Jetzt geh!“ sagte Nuto eindringlich.

„Aber Abschlag gib mir!“ begehrte Frizzi. Nuto warf ihm
einen Beutel mit Quattrini zu. Frizzi glitt von dem Mauerstein,
der ihn trug, und murmelte: „Erst teilen wir, dann tränk ich Dir's
ein.“

Nuto wartete eine Stunde, dann steckte er die Beutel mit den
Quattrini fest, schob den Riegel zurück, glitt hinaus in die Wirt-
stube, öffnete die Tür und trat auf die Gasse. „Ruhig, Nummo!“
raunte er dem Kubel zu, der sich neben ihm hielt. Wie ein Schatten
glitt er durch die Schläfer um die Locanda, durch die Gassen, an
den niedrigen Häuschen vorbei auf die Landstraße und verschwand
im Dunkel.

Am anderen Morgen flog die Kunde durch Ventivoglio und
von da übers Land: Wie er kam, ist er gegangen, der heilige Rochus,
ganz still und heimlich. Und alle, die den Pestsegen schon emp-
fangen hatten, zogen fröhlich und getrost ab, und die, welche noch
nicht geheilt waren, gingen mit betrübtem Gesicht, aber mit der
stillen Hoffnung im Herzen davon: „Der heilige Rochus kommt auch
zu uns!“

Frizzi fluchte. „Das ist Halbpert? Jetzt streich ich's ihm an,
dem Gauner!“

Er trat in die Locanda, wo der Wirt vom heiligen Rochus er-
zählte, und sagte: „Schöner Heiliger! Hat Euch alle an der Nase
herumgeführt, Ihr Esel! Ein Vagabund war's. Nuto hieß er —
mein Kumpan.“

„Was?“ schrien alle, „was?“ Sie drängten auf Frizzi ein.

„Ein Landstreicher war er,“ sagte Frizzi höhnisch und lachte.

Nun konnte sich Francesco nicht mehr halten: „Ach, Du Laster-
maul!“ Er schlug auf ihn ein. „Du schimpfst den heiligen Rochus?“

Die anderen in ihrem Eifer, Frizzi zu prügeln, vertrieben
Francesco beinahe von seinem ersten Platz. Frizzi wurde aus der
Wirtsstube hinausgeschlagen und fiel die Stufen hinab; dabei glitt
ihm der Beutel, den ihm Nuto am Abend vorher gegeben hatte, aus
dem Rock.

„Gestohlen hat er's dem heiligen Rochus, das Armengeld, der
Lump!“

Jetzt lösten sie sich im Schlagen regelrecht ab, jeder kam zu
seinem Recht. Durch das ganze Dorf prügelten sie ihn bis auf die
Landstraße, wo sie ihn liegen ließen. Frizzi hob sein verquollenes
Gesicht aus dem Staub und schrie hinter ihnen her: „Bande, ver-

damtete!“ Dann ballte er seine dicke Faust und schlug in die
Luft: „Und wehe Dir, wenn ich Dich treffe, heiliger Rochus, Du
Gauner Du!“

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Brut und Aufzucht des Hausgeflügels.

Für den Naturfreund hat mehr noch als Tier- und Pflanzen-
pflege die Vermehrung und Zucht eiren ganz besonderen Reiz. Es
gibt allerdings auch nichts Anregenderes als die Anzucht von
Pflanzen aus Samen, Stecklingen oder durch Veredelung und
andererseits die Tierzucht. Weit verbreitet ist bereits die Zucht
fremdländischer Zierfische in gewöhnlichen und für tropische Arten
in heizbaren Aquarien und die Stubenvogelzucht, die sich vielfach
sogar zur nutzbringenden Hausindustrie entwickelt hat. Es sei hier
an die nicht nur im Harz, sondern auch an anderen Orten und
namentlich auch in Berlin sachgemäß betriebene Kanarienzucht er-
innert, die manchem einen wohl mitzunehmenden sicheren Neben-
erwerb bietet.

Während es sich bei den Stubenvögeln um sogenannte Nesthocker
handelt, die fast nackt, blind und hilflos dem Ei entschlüpfen, haben
wir es bei unserem Hausgeflügel, von den Tauben abgesehen, mit
sogenannten Nestflüchtern zu tun, die sehend und vollständig mit
Flaum bewachsen dem Ei entschlüpfen und, nachdem sie unter der
Mutter trocken geworden sind, d. h. nach etwa 24 Stunden, bereits
munter umherlaufen und ihre Nahrung von Anfang an selbständig
aufnehmen. Auch die Zucht der Nestflüchter ist reich an intimen
Reizen, wenn auch nicht so reich als die der Stubenvogel, bringt
aber auch dem Unerfahrenen gar manche Enttäuschung.

Aus meinen Kinderjahren erinnere ich mich noch lebhaft meines
ersten und natürlich auch gründlich verunglückten Zuchtversuches.
Ein mitleidiger Bauer überließ mir eine brutlustige Henne, nach
deren Erwerb die Spargroschen meines Taschengeldes gerade noch
ausreichten, um beim ersten besten Eierhändler einige Hühner-,
Enten- und Puteneier zu erwerben, die ich der Henne unterlegte.
Sie brütete und brütete, ohne die Geduld zu verlieren. Ich selbst
aber verlor sie am 30. Tage, da nichts austriecken wollte, und
machte mich nun daran, die Alte vom Neste zu nehmen und die Eier
zu untersuchen. Beim Berühren des ersten Eies explodierte es
unter starkem Knall, der wasserähnliche überkriechende Inhalt ver-
spritzte und verpestete meine Kleidung und den ganzen Raum. Die
gesamten Eier waren faul. Durch Schaden wird man klug, und so
zog ich aus dieser Erfahrung die Lehre, daß zur Brut nur frische,
keiner Erschütterung unterworfenen Eier verwendet werden dürfen,
auch daß man nicht einem Tier Eier verschiedener Gattungen
unterlegen darf, da sie voneinander abweichender Brutdauer be-
nötigen. So beträgt die Brutdauer bei Hühnern 21 Tage, gelegent-
lich nur 20, aber auch 22 Tage, bei Enten 26 bis 28 Tage, bei
Gänsen 28 bis 30 Tage. Da Enten schlechte, unzuverlässige Brüter
sind, läßt man deren Eier gewöhnlich durch Hühner ausbrüten,
dazu muß man aber mehrjährige Hennen wählen, die sich bereits
als zuverlässig bewährt haben.

Man sollen Hennen und Gänse zum Brüten möglichst allein
sehen, da sonst folgenschwere Eifersüchteleien unvermeidlich sind.
Ich habe in dieser Hinsicht böse Erfahrungen machen müssen. Wenn
man nicht gerade einen sehr ausgedehnten Geflügelhof besitzt, soll
man auch jede Glude mit ihrem Nachwuchs durchaus getrennt halten.
Die kleinen Küden verwechseln nur zu leicht ihre Mütter und
werden dann von den fremden Gluden in unbarmherzigster Weise
totgebissen.

Die geeignetste Zeit zur Aufnahme der Brut ist für die ein-
fachen Liebhaber und Laubenkolonisten gewöhnlich der Beginn des
Monats Mai. Die Berufszüchter, die auf den großen Junggeflügel-
ausstellungen des Herbstes schon mit ausgewachsenen Tieren glänzen
wollen, beginnen oft bereits im Januar und Februar mit der
Brut, sobald ihnen überhaupt frische Eier zur Verfügung stehen.
Gluden sind aber zu dieser Zeit sehr selten, es handelt sich deshalb
meist um Kunstbrut in Brutapparaten, die wieder in ständig ge-
heizten Räumen stehen müssen. Sind die Küden erbrütet und im
Apparat trocken geworden, so kommen sie in die gleichfalls erwärmte
künstliche Glude, einen mässigen Aufenthaltssaum mit kleinem
anschließendem Laufplatz. Es handelt sich hier um ein sehr kost-
spieliges Zuchtverfahren, bei dem oft große Küdensterblichkeit un-
vermeidlich ist, so daß es sich gewöhnlich nur für Massenzüchter
lohnt. Die Maibrut des Liebhabers widelt sich erfolgreicher und
einfacher ab, da die Küden zu einer Zeit ausschlüpfen, zu der man
schon mit ständig warmer Temperatur rechnen kann.

Am liebsten brütet das Hausgeflügel auf dem Boden, wie dies
auch die Rebhühner und Fasanen in der Freiheit tun. Auf mäßig
feuchtem Boden bildet man die Nestmulde aus Heu. Je nach der
Größe der Eier und der Größe des Bruttieres legt man einer
Henne 12 bis 14, einer Ente oder Gans 11 bis 15 Eier ihrer Art
unter. Von Eiern kleiner Zwerghühner kann man einer gewöhn-
lichen Landhenne bis zu 18 unterlegen. Erscheinen dem Bruttier
die untergelegten Eier zu zahlreich, so bugsiert es die überflüssigen
meist selbständig aus dem Neste heraus. Je nach der Witterung
muß das Bruttier täglich 10 bis 20 oder 30 Minuten das Nest ver-
lassen, was die meisten ohne unser Zutun allein besorgen, wie sie
auch das tägliche Wenden der Eier selbständig ausführen. Nach

Heim 5. bis 7. Brutttag nimmt man die Henne, indem man beide Hände über ihre Flügel legt und dann fest zugreift, vom Nest, um die Eier zu spiegeln, was man schieren nennt. Man nimmt das Ei in die hohle Hand und hält es im verdunkelten Raum gegen eine Lichtspalte des Fensters. Beim Blick in die hohl zusammengelegte Hand erscheint das Ei, wenn es befruchtet ist, dunkel gewölbt, wenn es unbefruchtet ist dagegen hell und durchsichtig wie ein Frisches. Diese hellen, unbefruchteten Eier werden entfernt; wer Geschmad danach hat, kann sie noch in der Küche verwerten. Nach 12 bis 14 Tagen kann man eine zweite Prüfung in gleicher Weise vornehmen. Grauschwäzlig erscheinende Eier sind dann wertlos; entweder sind sie faul oder der Keim ist abgestorben. Längstens am 22. Tage müssen alle Küden ausgeschlüpft sein. Das geht aber auch nicht immer so glatt vorfallen, wie es wünschenswert ist; manche Küden haben nicht die Kraft, die Eihülle zu sprengen und sterben völlig entwidelt im Ei ab, wenn man nicht an der angebotenen Stelle durch Lösen der Schale vorsichtig nachhilft. Am 23. Tage noch liegende Eier sind zu entfernen, weil sie doch nur abgestorbene Küden enthalten und weil manche Hennen auf ihnen weiter brüten und infolgedessen die bereits ausgeschlüpften Küden verhungern lassen.

Wer die Bruteier nicht seinem eigenen Geflügelbestand entnimmt, sondern kaufen muß, sei vorsichtig. Im Bruteierhandel ist der gemeinste Schwindel gang und gäbe. Der Inzeratenteil der Fachblätter für Geflügelzucht weist um diese Zeit Hunderte von Bruteierangeboten auf. Laufende in Stadt und Land, die Geflügelzucht treiben, möchten gern durch den Verkauf von Bruteiern rasch und viel Geld machen. Da empfiehlt denn jedermann Bruteier seiner höchstprämiierten Stämme. Wo sie prämiert wurden, wird meist nicht gesagt. Abgesehen davon haben häufig die prämierten Tiere bereits das Zeitliche gesegnet oder sind verfloppelt worden; aber nicht nur das, unsolide Züchter haben oft auch doppelte Zuchtstämme, einen wirklich hochprämiierten, dessen Eier sie für ihre eigene Zucht zurückbehalten, und einen zweiten Stamm, aus den gemeinsten, sogenannten Mistkrähern zusammengesetzt, dessen Eier sie für schweres Geld an die Dummen verkaufen.

Hat man teure Eier gekauft, so hüte man sie wie seinen eigenen Augapfel. Die zur Brut ausersehene Henne darf keiner feberfähigen Rasse angehören, denn feberfähige Hühner sind plump und ungeschickt, sie zertreten oft Eier und Küden. Ist das Nest errichtet, so setzt man die Henne zunächst versuchsweise auf gewöhnliche, vielleicht hartgekochte, oder auf Porzellaneier. Will sie nicht sitzen bleiben, so stülpt man für mehrere Stunden einen Korb über das Nest. Erst wenn man sich davon überzeugt hat, daß sie fest sitzt, nimmt man die provisorischen Eier weg und legt die teuren Bruteier unter. Manche Hühnerrassen brüten sehr schlecht. Die besten Brüterinnen und Führerinnen sind die Orpington und Wyandottes. Wer sich eine Putz verschaffen kann, verwende diese zum Brüten. Putzen sind gewissermaßen lebende Brutmaschinen; man kann sie jederzeit zum Brüten bringen, wenn man sie auf ein Nest mit einigen provisorischen Eiern setzt und einen Korb darüber stülpt. Nach kurzer Zeit sitzen sie fest.

Die ausgeschlüpften Küden hält man zunächst in einem bedeckten Raum, auch Gänse und Enten sind in den ersten Tagen warm und trocken zu halten, erst dann dürfen sie aufs Wasser.

Viele Feinde stellen dem Junggeflügel nach, namentlich in Lauben- und Vorortgärten ist es diesen ausgekehrt. In Frage kommen Wiesel, Motten, Raubvögel und als schlimmste und häufigste die Krähen. Um ewigen Verlusten durch diese aus dem Wege zu gehen, habe ich mir zur Küdenaufzucht eine 30 Quadratmeter große 4/4 Meter hohe Drahtboliere hergestellt, die ich unten herum noch mit einer 25 Zentimeter hohen engmaschigen Drahtbordüre umgeben habe, die die Küden am Durchschlüpfen hindert. Gewöhnlich sitzen die Krähen draußen, passen den durchschlüpfenden Küden auf, fassen sie dann im Genick und tragen sie davon. Und gegen die Krähen kämpft der Kolonist vergeblich.

Da man, wie ich oben bereits erwähnt, nicht zwei Küden führende Küden in einem Raume zusammenhalten kann, so empfiehlt es sich, wenn man größere Zucht beabsichtigt, mehrere Küden gleichzeitig zur Brut zu setzen. Die Küden kommen dann ziemlich gleichzeitig aus und werden abends in der Dunkelheit alle zusammen einer einzigen Klude gegeben. Diese wundert sich natürlich am nächsten Morgen, daß es so viele geworden sind, findet sich aber leichter als wir Menschen mit der unabwendbaren Tatsache ab. Ich habe gelegentlich von einer einzigen Klude bis 35 Küden führen lassen. Man darf sie aber immer erst abends in der Dunkelheit unterziehen, denn am hellen Tage würden sie sofort durch kräftige Schnabelhiebe auf den Kopf getötet.

In den ersten Tagen empfiehlt es sich, neben sogenanntem Küdenfutter, wie z. B. dem Sprattischen oder Maafischen, hartgekochtes, feingewiegtes Ei zu geben. Ich ziehe alle Küden ausschließlich mit Trockenfutter auf, gebe also nichts eingeweicht. Wer das teure Küdenfutter sparen will, gebe gekümmeltes Weißbrot und etwas gekochte Kartoffeln nebst geschälter Hirse, nach drei Wochen kann bereits Weizen, nach vier Wochen Gerste gefüttert werden, auch ausgeweichtes und etwas angefeimtes Hafer. Sehr wichtig für die Entwicklung ist reichlich gebotenes Grünfutter: Vogelmierze, Salat, Grünkohl, alles zunächst fein gewiegt. Bei Enten und Gänsen ist der Bedarf an Grünfutter besonders groß; ihnen gebe man auch feingewiegte Rüben und rohe Kartoffeln, als Grünfutter

frisch geschnittenes Gras, Klee, Geradella, falls man keinen Weideplatz zur Verfügung hat. Für Gänse sind besonders feingewiegte Brennnesseln vorteilhaft. Auch muß man dem Wassergerflügel im Gegensatz zu den Hühnern reichlich Weichfutter geben, also gekochte und zerstampfte Kartoffeln, vermischt mit Weizenkleie, oder Maismehl und mit Wasser zu einem Brei angerührt. Enten und Gänse wachsen sehr schnell, nach drei Monaten sind sie bereits schlachtreif. Schwimmgelegenheit ist für Enten nicht durchaus erforderlich, ein großes flaches Wassergefäß, in dem sie sich tüchtig baden können, ist aber erforderlich. Wo keine Weidefläche zur Verfügung steht, auch kein Teich oder Bach, ist und bleibt die Zucht des Wassers geflügels eine ziemlich kostspielige Liebhaberei. Hd.

Kleines feuilleton.

Verkehrswesen.

Untergrundbahnen zur Beförderung von Gütern in Chicago. Seit mehreren Jahren befindet sich in Chicago eine Untergrundbahn zur Beförderung von Gütern in Betrieb, die von der Illinois-Tunnel-Gesellschaft betrieben wird. Diese Bahn ist nach und nach weit ausgebaut worden und hat jetzt bereits ein 96 1/2 Kilometer langes Schienennetz. Die Bahn hat Anschluß an 41 Güterbahnhöfe der in Chicago einmündenden Eisenbahnen; sie besitzt selbst vier Bahnhöfe für den öffentlichen Verkehr und 28 Lagerhäuser. Außerdem sind noch mehrere Geschäftshäuser durch besondere Gleise angeschlossen. Neben Stüdgütern werden auch Kohlen auf der Bahn befördert und mehrere Kraftwerke von großen Geschäftshäusern lassen sogar die Asche und die Schlacken durch die Bahn fortzuschaffen. Die Betriebsmittel bestehen aus 125 elektrischen Lokomotiven und 3000 Wagen. Diese Bahn ist das beste Mittel, in einer Großstadt den Straßenverkehr einzuschränken und die Straßen namentlich der engen City von Lastfuhrwerken zu entlasten. Die Stadtverwaltungen der großen Weltstädte, namentlich auch von Berlin sollten daher ins Auge fassen, solche Bahnen zu errichten. Berlin laboriert bekanntlich an dem Potsdamer Platz, der einzigen Verbindung zwischen der mittleren Stadt und dem Westen. Nachdem die Bohrtunneldurchbruchprojekte abgelehnt sind, sollte die Stadtverwaltung versuchen, mittels unterirdischer Bahnen und Straßen für Entlastung zu sorgen. Bahnen und Lastfuhrwerke gehören nicht auf, sondern unter oder über die Straße. Für den Bahnverkehr, der wegen der Verkehrsschnelligkeit einen besonderen Bahnkörper braucht, hat man das allgemein eingesehen. Warum müssen aber die Warenzufuhren zu den großen Geschäftshäusern, Fabriken, Bahnhöfen und Lagerhäusern, die doch die Straße nicht im geringsten interessieren, noch immer durch die Straßen geschleppt werden? Eine einzige Firma kann da natürlich nichts tun, wohl aber die Stadt, von der man allerdings angeht die geringen Aktionsfähigkeit zur Vetreibung ihrer eigenen Pläne (Nord-Südbahn) nur wenig wird erwarten dürfen, wenn es sich um so weitaussehende Dinge handelt, wie unterirdische Güterbahnen. Und dabei beweist das Vorgehen Chicagos, daß dergleichen nicht nur möglich, sondern auch äußerst praktisch ist. Einen Anfang in dieser Richtung scheint die Postverwaltung zu machen, die unterirdische Posttunnel bauen will. Sie sollte ordentlich zugreifen und alle ihre großen Ämter miteinander und mit den Bahnhöfen in dieser Weise verbinden. Das würde nicht bloß ihr selbst, sondern auch dem Publikum der Stadt und der Schnelligkeit der Postbeförderung sehr zu gute kommen.

Medizinisches.

Anstreckung durch geheilte Diphtherieerkrankte. Fast noch wichtiger als die fortgeschrittene Heilbarkeit ansteckender Krankheiten ist die Sorgsamkeit, die auf die Verhütung weiterer Anstreckungen durch die Erkrankten verwandt wird. Es gehört daher zu den strengsten Regeln der Krankenhäuser, ihre Pflanzlinge nicht früher zu entlassen, als bis sie keine Gefahr mehr für ihre Umgebung darstellen. Diese Absicht wird in ihrer Wirkung freilich zu weitent dadurch verhindert, daß die Anstreckungsgefahr länger bestehen bleibt, als es nach dem Befund der Fall zu sein scheint. Am meisten gefährdet ist die Verschleppung von Krankheitskeimen trotz aller Fürsorge bei Scharlach. Die Anstreckung durch entlassene Kranke ist nicht nur verhältnismäßig häufig, sondern in einem erheblichen Teil der Fälle lebensgefährlich. Im Vergleich dazu steht es mit der Diphtherie in dieser Hinsicht besser, aber doch auch nicht so, daß man darüber hinwegsehen könnte. Professor: Sörensen, der Leiter eines großen Krankenhauses in Kopenhagen, hat darüber in der Münchener Medizinischen Wochenschrift eine dankenswerte Aufklärung gegeben. Er hat in einem Jahrzehnt 82mal die Erfahrung gemacht, daß entlassene Diphtherieerkrankte zur Entstehung neuer Erkrankungen die Veranlassung gewesen waren. Meist wurden die Neuerkrankten 4 bis 12 Tage nach der Entlassung der ersten eingeliefert. Zuweilen aber verließ eine weit längere Zeit, bis zu mehr als einem Monat. Dieser Umstand läßt sich nur dadurch erklären, daß jemand, der die Diphtherie überwunden hat, auch dann noch eine Anstreckungsgefahr bedeutet, wenn Diphtheriebazillen durch die gewöhnlichen Mittel der Untersuchung nicht mehr entdeckt werden können.